



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Salonleben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutschen Contingente an Officieren besizt. Es ist freilich dabei gerechnet, daß im Kriegsfall ein französisches Cavalerieregiment sogleich auf 6, ja nöthigen Falls auch auf 7 Schwadronen gebracht werden kann. Augenblicklich zählt die gesammte französische Reiterei, die Corps in Algerien mit einbegriffen, 60,261 Soldaten und ungefähr 48,000 Pferde.

Pariser Salonleben.

In Kurzem soll bei Franz Duncker in Berlin ein Werk von Friedrich Szarvady: Paris von 1848—1852, erscheinen. Der Verfasser, geborner Ungar, ein Mann von Geist und Kenntnissen, hat in seiner mehrjährigen politischen und literarischen Thätigkeit zu Paris die beste Gelegenheit gehabt, das Leben der großen Stadt und das Treiben der Parteien genau kennen zu lernen. Er erzählt lebhaft und mit Laune, und wenn er hier und da für unsren Geschmack zu viel Esprit und petulante Eleganz hat, so versteht er dergleichen kleine Schwächen durch Wahrheit und Ehrlichkeit seiner Urtheile doch immer wieder gut zu machen. Der Redaction liegt ein großer Theil der Aushängbogen vor, und sie erfüllen eine angenehme Pflicht, wenn sie angelegentlich auf den Inhalt desselben aufmerksam macht. Nach dem Inhaltsverzeichnis enthält es: Paris in Paris. Die Fremden in Paris. Die Pariserinnen. Beredsamkeit in den Straßen. Der Tempel von Jerusalem (die Börse). Salons und Conversationsgeist. Tanz, Gesang und Blumen. Der Ball in der großen Oper. Künstlerleben. Die Presse. Das Feuilleton. Die Geschichte auf einem Plage. Lamartine, Cavaignac, Thiers. Louis Buonaparte.

Als eine Probe von dem Talent des Verfassers, mit innerer Freiheit zu beobachten und unterhaltend zu erzählen, theilen wir aus seinen Reflexionen über das Salonleben in Paris Einiges mit:

Was stellt man sich in Deutschland nicht unter einem Pariser Salon vor? — Was glaubt man nicht für Herrlichkeit und Pracht zu finden — und, der Räumlichkeit nach, was für große Säle erwartet man nicht? — Es ist eine Täuschung. Salon heißt jedes Zimmer, in dem kein Bett steht, und wenn man Lust hat, sich und Andere zu langweilen, so kann man in einem solchen bettlosen Zimmer auch empfangen, und hat einen vollkommenen Salon auch im figürlichen Sinne. Das ist demokratisch genug, und ein armer Schlucker kann es dem reichen Banquier in der Rue Lafitte oder dem Grafen im Faubourg St. Germain gleich thun. Es herrscht vollkommene Gleichheit in dieser Beziehung, und Alles besizt actives und passives Salonrecht. Für jenes genügt es, einen schwarzen Frack zu besizzen und ein Paar Handschuhe, die man ohne zu große Anstrengung für weiß gelassen lassen kann; für letzteres braucht man nur ein Zimmer ohne Bett zu haben. Die Abstufungen, die vom kleinen Empfangszimmer irgend eines unbedeutenden

Rentiers bis zu dem lustrestrahenden Salon des Ministers bestehen, thun nichts zur Sache; das Wesen ist dasselbe. Es kommt überall auf die Gesellschaft und die Geselligkeit an, und die Franzosen beweisen dies auf eine unwiderlegbare Weise dadurch, daß sie in der Regel die Gewohnheit haben, gar Nichts, oder höchstens Thee und Zuckerwasser zu serviren, auch wenn man bis nach Mitternacht beisammen bleibt. In der Pariser Gesellschaft findet man nur geistige Nahrung; und das Spiel ist in die Salons der Bourgeoisie verbannt, oder wird blos alten Herren nachgesehen. Die Jugend, das Mannesalter und die Frauen, die nie alt werden, plaudern. Die *Causerie* ist eine französische Erfindung, so wie es die französische Kunst *par excellence* ist, und der Cultus dieser Kunst beweist mit dem Einfluß der Frauen auf die französische Gesellschaft, von dem in einem frühern Capitel die Rede gewesen. Man macht sich einen irrigen Begriff von dem französischen Conversationswesen, indem man glaubt, daß dieses darin bestehe, hier und da ein witziges Wort, ein sogenanntes *mot* zu sagen, während dieses blos eine Specialität ist. Die eigentliche französische Conversation ist die *Causerie*. Ein angenehmer *Causeur* wird hier als Künstler geachtet, und Alexander Dumas ist fast eben so berühmt durch seine angenehme Plauderei, als durch seine Romane, Victor Cousin noch berühmter durch sein Talent der *Causerie*, als durch seine deutsche Philosophie. Die *Causerie* ist ein Mittelding zwischen der Erzählung und der Abhandlung, und es gehört wirklich viel Talent dazu, ein französisches Auditorium, das die andere Hälfte erräth, noch ehe man die erste zu Ende erzählt hat, zu fesseln. Man muß es durch ein Labyrinth interessanter Details vom Ziele ablenken, um dann später mit der *Pointe* zu überraschen. Eine noch größere Schwierigkeit besteht darin, den Anschein zu vermeiden, als spreche man allein, weil die *Causerie* dadurch etwas Studirtes, Productionartiges erhält, und die Franzosen lieben in der Gesellschaft wie in der Politik die Improvisation. — Wenn man eine Republik improvisiren kann, meinen sie, muß man auch eine Erzählung oder eine Plauscherei zu improvisiren wissen. Der Erzähler muß daher das Talent haben, seinen Zuhörern Gelegenheit zu Bemerkungen zu geben; er muß anscheinende Blößen zeigen, um zum Angriffe einzuladen, und diese wieder siegreich zurückzuschlagen. Da entspinnt sich dann jener Wortkampf, in dem Witz und bunte Laune die spitzen Klingen führen und die Funken des Esprit sprühen, daß Einem die Augen geblendet werden. Diese geistigen Duelle haben mit dem Degengefichte noch die Aehnlichkeit, daß Ausfälle und Paraden so schnell gemacht werden, daß man ihnen kaum folgen kann. Die Schnelligkeit der Erwiderung ist ein Hauptforderniß der französischen Conversation, und darum kommt auch der geistreichste Fremde zu kurz, wenn er der Sprache nicht ganz mächtig oder seine Zunge nicht mit französischer Behendigkeit schlagfertig ist. Der Wortführende darf jedoch die Fäden der Erzählung nicht aus den Händen geben, und muß die erste Pause seines Gegners benutzen, um wieder fortzufahren.

Die Plauderei verschmäht keinen Gegenstand, und schreckt vor keinem zurück. Sie befaßt sich mit der frivolen Theorie, und wagt sich eben so leicht an die Unsterblichkeit der Seele. Das Object ist gleichgiltig, die Form sehr viel, aber die Hauptsache, daß man amüsant bleibt. Seitdem die Politik sich so breit macht, und den ganzen Vordergrund einnimmt, hat die leichte Conversation einen empfindlichen Stoß erlitten. Die Zeiten sind ernster geworden, und man hat auch nicht Muße genug, die geselligen Talente so zu pflegen, wie sonst. Haben doch selbst die Poeten ihre Muse verlassen und sind unter die Propheten gegangen. Auch die Frauen sind von dem allgemeinen Schwindel erfaßt worden, und man kann die Salons, in denen die französische Conversation noch ein Asyl behalten, an den Fingern zählen. Dort, wo die Meinungen so sehr gespalten sind, wo die socialen Bestrebungen so sehr aus einander gehen, wie heute in Frankreich, findet sich nur schwer jene angenehme, gleichförmige Temperatur, ohne welche die vertrauliche Geselligkeit ganz unmöglich ist. Der eigentliche Conversationsgeist hat sich in die dramatischen Proverbes der Bühne geflüchtet, und diese machen hauptsächlich darum so viel Glück, weil der darin herrschende Geist im gewöhnlichen Leben so selten geworden.

Diese Füllgranarbeit subtiler Conversation, die an die Frauenherrschaft unter Ludwig XIV. und XV. erinnert, verursacht den Parisern Heimweh, wie den Juden die Erinnerung an die Fleischtöpfe Aegyptens. Die Franzosen befinden sich überhaupt in der Spalte, die sich zwischen ganz aus einander gehenden Epochen bildet.

Die alte Gesellschaft ist ihrem Verfall nahe, die neue noch nicht gegründet, und so macht sich im Bewußtsein der Gesamtheit wie der Einzelnen eine gewisse Unbehäbigkeit geltend, welche jede unbefangene Unterhaltung verbannt. Es gehören besondere zufällige Verhältnisse, eine günstige Stimmung des Moments dazu, damit der Einfluß der gegenwärtigen Zustände wenigstens vorübergehend beseitigt werde, die Gemüther aufgehen können, und sich in jener liebenswürdigen Vertraulichkeit ergehen, die man nur hier in Frankreich kennt. Man muß gegenseitiges Wohlwollen, eine gewisse Achtung für einander fühlen, um sein Inneres aufzuthun und mit Lust unsre Neigungen und Gefühle an den Tag zu legen. Der Geist muß von jeder drückenden Sorge frei sein, man darf die Worte nicht erst abwägen, keine unangenehme Berührung befürchten, soll der gesellige Umgang jenen Reiz erhalten, den ihm die Franzosen zu verleihen wissen. Der französische Esprit bedarf des Sonnenscheins der guten Laune, und wenn man jeden Tag von Kanonendonner, einem Staatsstreiche oder einer sonstigen politischen Ueber- raschung geweckt zu werden bedroht ist, kann die gute Laune eben nicht alltäglich sein. Man ist in Paris noch immer heiterer, als in sämtlichen Hauptstädten Europa's, aber jene leichtsinnige Sorglosigkeit, welche die französische Gesellschaft von ehemals bezeichnete, wird immer seltener. Man macht noch immer Esprit,

aber man macht ihn, es ist nicht mehr jenes Sprudeln des tollen Humors, jene elegante Kundgebung einer lebenslustigen, oft frivolen Anschauungsweise, wie sie uns die Tradition der französischen Gesellschaft nachweist. Man ist nachdenkender geworden, und seit Frankreich den Spas erlebt, Männer wie Persigny und Dr. Béron ernst nehmen zu müssen, macht es unwillkürlich eine ernste Miene, und verliert den Humor darüber; wenn einmal die Republik so fest stehen, daß sich Niemand mehr um sie kümmern wird, wenn die Intriguen und persönlichen Bestrebungen einzelner Talente keine Revolution mehr an ihrer Spitze tragen werden, dann dürfte sich der lebenswürdige Leichtsin der Pariser wieder einstellen, denn bei ihrer Elasticität finden sie sich rasch in alle Verhältnisse, und ein wirkliches *fait accompli* wird in Frankreich leichter geduldet und geduldiger ertragen, als überall. Die neue Revolution wird bald legitim sein, und die patzschuldustenden Göttinnen des Faubourg St. Germain fangen ohnehin bereits an, ihre mit sich selber schwellende Restaurationspolitik zu bereuen. Man hat schon so viel für die legitime allerchristlichste Monarchie gelitten, man hat schon so viel Langeweile ertragen, daß es höchst unchristlich wäre, den Marquisinnen, Gräfinnen und Herzoginnen zu verübeln, wenn sie sich trotz der Republik zu unterhalten versuchten. Die alten Perrücken des Legitimismus, welche sich und ihre Grundsätze sorgsam unter einer Glasglocke halten, damit ja kein Lufthauch der neuen Zeit ihnen zu nahe komme, schütteln freilich ängstlich das Haupt; sie haben von Transactionen mit den republikanischen Noturiere keinen Begriff, und erschrecken auch vor dem bloßen Gedanken einer solchen Regung. Die Kastenvorurtheile müssen stark sein, um sich in einem Lande, wie Frankreich, nach so vielen Revolutionen erhalten zu haben, in einer Gesellschaft, die durch die Sitten, durch die Sprache, durch das Gemeingut gewordene feine Benehmen sich einheitlicher gestaltet hat, als dies irgendwo der Fall ist. Zum Glück werden diese vorsündfluthlichen Bestrebungen immer seltener, und sie sind auch heute mehr culturhistorische Curiosität, als einflußreiches Element in den gesellschaftlichen Beziehungen. Der Kampf der Legimität gegen die Revolution ist auch kein Principienkampf mehr, er ist eine persönliche Intrigue, die Gewalt an sich zu ziehen. Es handelt sich um keine Religion mehr, sondern um Würden, Aemter und Einkünfte. Es ist auch bezeichnend für diese Partei, daß ihre beiden einflußreichsten und talentvollsten Vertreter Bürgerliche sind. Der Advocat des Königs, Herr Berryer, ist ein bezahlter Noturier, und Herr Falloux hat sein de blos des Wohlklangs wegen vor seinen Namen gesetzt, so wie Herr Granier seinen Geburtsort Cassaignac dazu benutzt, sich de Cassaignac zu nennen. Der Buonapartismus verschmäht es nämlich auch nicht, in Vorausicht auf die Restauration des Kaiserthums, sich noch bei Zeiten zum Adelsstande vorzubereiten. Eigentlichen Einfluß auf die Gesellschaft als solche hat der Adel nicht mehr, und der Paß für diese bleibt das Talent und der Esprit.

Im Allgemeinen drückt sich der französische Esprit vorzüglich in der Fähigkeit aus, Allem, was gesagt wird, eine auffallende, originelle *Tournaire* zu geben, die auf den ersten Anblick auch ganz vernünftig aussieht, und durch den drastischen Eindruck das Urtheil befangen macht. Das hier Gesagte gilt denn doch zunächst nur von den Espritmachern, die freilich häufig genug sind; im Volke tritt er im Gegentheil meistens als gesunder Menschenverstand auf, in gefälligem, launigem, witzigem Gewande, das die französische Sprache gern gestattet. Die besseren Schriftsteller und die geistigen Koryphäen der französischen Gesellschaft wissen sich auch vor der allzuglänzenden Form zu hüten, und die Einfachheit des Gewandes durch den Gehalt vergessen zu machen. Die französische Sprache behält ohnehin selbst in der ungesuchtesten Form eine gewisse Eleganz des Ausdrucks, deren Allgemeinheit man eben in der Sprechweise des Volkes am besten beurtheilen kann. Geistige Heiterkeit ist den Franzosen so sehr Bedürfnis, daß in bürgerlichen, oder, besser gesagt, in spießbürgerlichen Kreisen ein sogenannter *Chargenmacher*, der selbsterfundene oder von Andern gedichtete Possen und Schwänke vorträgt, die Stelle der allgemeinen Conversation der gebildeten oder literarischen Kreise vertritt. Dieses Talent, gut vorzutragen, ist aber hier so gewöhnlich, daß schon dieser Umstand allein genügt, zu beweisen, wie das Theater vorzugsweise die nationale Kunst der Franzosen sei.

Solche Unterhaltungen sind, wie gesagt, nur in den kleineren Kreisen zu finden, wo man sich zwischen zwei *Quadrillen* gern noch einen *Separatjux* macht. In den *Salons du grand monde*, in den politischen Circeln ist weder hiervon, noch von einer allgemeinen Unterhaltung die Rede. Bei den zahllosen Märtyrern, die sich in diesen herumbewegen, und zwischen Leuten, von denen sich in der Regel die wenigsten kennen, ist das auch nicht gut möglich.

Se glänzender — in Frankreich ist, wie schon *Börne* richtig bemerkt, Alles glänzend, die Gesundheit, die Hoffnung, der Erfolg, die Jugend u. s. w. — also je glänzender ein *Salon* sein soll, um so mehr Menschen müssen in einen Raum gepreßt werden, um so langweiliger muß auch die Gesellschaft sein und um so gelangweilter.

Man versteht auch wirklich die Kunst, sich mit Anstand zu langweilen, nirgends besser, als in den *Salons* der *Minister*, der politischen oder künstlerischen Koryphäen, überhaupt, als in den Circeln der sogenannten großen Welt. Nachdem man durch allerlei gymnastische Künste bis zur Hausfrau gedrungen, um vor dieser, den Hut im Arm, sich möglichst *graziös* zu präsentiren, *commandirt* der gute Geschmack und die *Etiquette* rechts um, und man ist seinem Schicksal überlassen. Man hat Zeit, Betrachtungen anzustellen, und es hängt rein von zufälligen Bekanntschaften ab, soll es uns gelingen, hier und da ein Gespräch anknüpfen zu können. Bekanntschaften zu machen wird schwer oder fast unmöglich, man benimmt sich zurückhaltend, wie an einem öffentlichen Orte, an dem man für sein

Geld erscheint. Trotzdem wir auf einem bevölkerteren Terrain uns befinden, als selbst jenes von Malta, fühlt sich doch Jeder, der nicht Habitué der Pariser Welt ist, ungefähr so wie Robinson an jenem Donnerstag, ehe er seinen Freitag gefunden. Nicht einmal eine Priße Tabak kann man mit Anstand wegkapern, und wenn man par foroe ein Gespräch anknüpfen will, bleibt nichts Anderes übrig, als dem Ersten Besten auf die Hühneraugen zu treten, damit man Gelegenheit erhält, um Vergabung zu bitten. Hat man aber das seltene Glück oder Unglück, repandirt zu sein, dann kann man wie ein Schmetterling oder nach Umständen wie eine Biene von Blume zu Blume flattern oder summen. Im letztern Falle darf man aber auf nicht zu viel Honig rechnen, weil wir uns eher in einem diplomatischen Herbarium, als in einem lebenden Garten bewegen, oder richtiger, zu bewegen suchen.

Um überall gut anzukommen bei diesen Entdeckungsreisen nach einer bekannten Seele, nach einem Manne, dessen Unterhaltung der Mühe lohnt, bedarf es verschiedener Eigenschaften. Man muß einen richtigen Blick haben und genau den Moment erfassen, wo es irgend einer Celebrität oder Importance anfängt unangenehm zu werden, keinen Schuldiger oder Bewunderer neben sich zu haben. Man muß etwas Interessantes schnell, kurz und auf eine verbindliche Weise zu sagen wissen. Es ist gut, sich gleich entfernen zu wollen, und sich am Arme oder durch eine Geberde zurückhalten zu lassen. Um aber überhaupt irgend eine, wenn auch noch so bescheidene Rolle spielen, muß man eine Specialität besitzen, und erst dann kann man die eben genannten Eigenschaften mit Erfolg anwenden.

Die Specialität ist eine rein französische Erfindung, und in der commerciellen Welt hat sie eine eben so große Wichtigkeit, obgleich nicht mehr wirklichen Gehalt, als in der socialen. In letzterer ist es der Hasen, in den sich die Unbedeutendheit gegen die Stürme der Alles überfluthenden Importance flüchtet. Sie ist die Festung der Unwissenheit, in die sich die Marktschreierei vor der neugierigen Recognoscirung der Gesellschaft verdrammt. Es ist ein Schwimmgürtel, der uns überall obenauf hält. Sie ist ein Paß, der uns alle Häuser öffnet, ohne ein anderes Verdienst auf-, ohne einen andern Titel vorweisen zu müssen.

Der gründliche Deutsche wird eine gründliche Definition verlangen, und ich will mich nicht lange bitten lassen, diese zu geben. Eine Specialität ist die angebliche Bekanntschaft mit irgend einem Gegenstande des menschlichen Wissens, Forschens, Erfahrens, von dem wir überzeugt sind, daß er dem Andern nicht einmal augeblich bekannt sei. Ein Beispiel mag das näher erläutern. Mr. ** war vierzehn Tage in Constantinopel, hat daselbst Hatschis gerancht und die Füße über's Kreuz geschlagen, kam nach Paris zurück, las in einigen gelehrten Büchern nach, was er eigentlich gesehen hat, oder doch hätte sehen sollen, und macht den Orient zu seiner Specialität. Der Orientalist kann sich ruhig überall präsentieren, und darf des freundlichsten Empfanges gewärtig sein. Wird nun eine Specialität der andern vorgestellt, so spricht Jeder, anscheinend aus Höflichkeit über das Fach

des Andern, in Wirklichkeit aber, weil so ihre gegenseitige Unwissenheit verzeihlich wird und nicht überraschend wirkt.

Ein solcher Talisman ist die Specialität! Man ist vergebens Arzt, Advocat, Künstler, Dichter, Journalist, das Alles bedeutet heute gar nichts; will man in Paris auf einen grünen Zweig kommen, dann muß man eine Specialität haben. Talghändler, Zuckersabrikanten, Banquiers, Börsenagenten, Rentiers, Diplomaten, Minister und Engländer brauchen keine besondere Specialität, weil sie die gesuchtesten sind, und bei Professoren wird sie vorausgesetzt. Unter diesen giebt es freilich Manche, deren Specialität es eben ist, keine zu haben.

Nun denke man sich die Wirthschaft in den Salons, in denen die Specialitäten herumschwärmen, wie die Infusorien in einem Glase Wasser. Oftmals bedürfte man auch hier eines Mikroskops, um die eigentliche Specialität herauszufinden. Diese Menschen gemahnen an die Auslegekasten vor unsren Weinhandlungen, in denen die Etiquetten auf den leeren Flaschen uns den Inhalt anzeigen, von dem sie erfüllt sein könnten.

Da wird nun durch einander gesprochen, alle Interessen des Tages, alle Fragen der Zeit, die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft, die neuesten Erscheinungen der Literatur im Fluge berührt; man ruft wie Cäsar *veni, vidi, vici*, geht nach einer halben Stunde wieder in einen andern Salon, um daselbst wieder die weiße Cravate und die weißen Handschuhe brilliren zu lassen, und wenn man dieses Märtyrertum einige Male an einem Abende durchgemacht, kehrt man nach Hause, wartet eine Viertelstunde, bis der Concierge unser Einlaßgesuch erhört, und sagt sich, die Treppen hinaufgehend, seufzend: das war eine *soirée bien employée*.

Luxus und Schönheit im modernen Leben.

Moderne Wohnhäuser in Berlin.

Im Wer noch vor zehn oder zwanzig Jahren aus den alten Städten des sogenannten Reiches in die modernen Hauptstädte des nördlichen Deutschlands, namentlich nach Berlin, herabkam, erschrak fast über die Leere der breiten, geraden, langen, schmücklosen Straßen, welche in den neueren Theilen dem Auge begegnete. Es war, als ob die Einförmigkeit der Commisjackete sich auch auf die Häuser der preussischen Hauptstadt erstreckt habe, als ob auch diese steif und leblos nach Commando in Reih und Glied aufmarschirt seien. Im Berliner Privatbau herrschte damals eine Gewöhnlichkeit, ja eine Trivialität des Außern, welche kaum durch die Unbehaglichkeit des Innern übertroffen ward. Die meisten Wohnhäuser wurden von Maurerpolstern aufgerichtet: kahle Wände ohne Simse, außer